

Anthropologische Illusionen

I.

Worüber kann und soll unter diesem Titel auf welche Weise gehandelt werden? *Illusionen* sind bzw. werden hier verstanden als Fehlauffassungen über Sachverhalte und/oder die Personen, die sie auffassen, vornehmlich, indem sie über sie urteilen. *Anthropologische Illusionen* sind solche Fehlauffassungen, zu denen Menschen als Personen grundsätzlich neigen. 'Anthropologisch' soll allgemeiner verstanden werden als 'psychologisch' (= auf die Verfassung der einzelnen Person bezogen) oder 'soziologisch' (= auf die Verfassung einer Person als Mitglied einer Gesellschaft beliebiger Größe bezogen).

Sind anthropologische Illusionen, vorausgesetzt, dass es solche gibt, dann ein besonderes Thema einer 'Philosophischen Anthropologie'? Nein. Denn nach der hier befolgten Philosophieauffassung gibt es eine solche 'Teildisziplin' der Philosophie deshalb nicht, weil Philosophie aufgrund ihrer zentralen Methode nicht disziplinär verfasst ist. Philosophie ist *methodisch reflexive begriffliche Klärung* und hat zunächst die grundlegenden Begriffe des menschlichen Alltagsverstandes zu klären – mit einer Formulierung aus Kants Logik hat sie 'gegebene Begriffe deutlich zu machen' (A 95). Also solche ist sie klärende Betrachtung von Sinn (= Verständlichkeit; Verstehbarkeit), Sinnbetrachtung¹. Früher hat man die grundlegenden Begriffe *Kategorien* genannt. Aber die sprachanalytische Fassung der philosophischen Methode hat Einwände gegen diese Begriffsbildung. Kategorien wurden als *notwendige* formale Begriffe verstanden, aber *formale Begriffe* erweisen sich als grundsätzliche *optional* (d.h. nicht notwendig zu bilden), so dass nur manchen dieser Begriffe eine gewisse praktische Unvermeidlichkeit zukommt, die mit der alethischen Modalität der Notwendigkeit nicht verwechselt werden sollte.

Zwei dieser für den Alltagsverstand grundlegenden begrifflichen *Unterscheidungen* sind die zwischen *Lebendigem und Toten* und die zwischen *Tätigkeiten und Handlungen* als *Formen des Tuns*. Mit diesen Unterscheidungen ist eine Tendenz zu grundlegenden Illusionen verknüpft, die im Folgenden behauptet, beschrieben und begründet werden.

II.

Wir sind als Menschen in aller Regel nie nur Exemplare der biologischen Gattung *homo sapiens sapiens*. Vielmehr sind bzw. werden wir in einem Erziehungs- und Bildungsprozess wesentlich *Personen*. Personen sind *sprechende*, *tätige/handelnde* und sich als solche wesentlich *selbst*

¹ Vgl. meinen >Abriss der Philosophie< unter diesem Titel in *Kreffels Ruminationen*, Teil II, Stuttgart 2019.

bewertende Lebewesen.

Die Argumente für diese Fassung des basalen Personenbegriffs² sind kurz die folgenden. Eine Person hat wesentlich ihren Namen, mit dem sie angesprochen und mit dem auf sie Bezug genommen werden kann. Ansprechen und Bezugnehmen sind wesentlich sprachliche (Teil-)Handlungen. Der Handlungstyp 'Ansprechen' wäre unverständlich (= sinnlos), wenn der oder die³ Angesprochene nicht antworten könnte (wenn sie wollte). Also ist eine Person wesentlich ein *sprechendes* Lebewesen. Wesentlich *tätiges* und *handelndes* Lebewesen ist die Person schon als *sprechende*, insofern Ansprechen und Bezugnehmen sprachliche *Handlungen* sind, Elemente des Gebrauchs der Sprache, der eine *Tätigkeit* ist. Und auch *sich selbst bewertende* Lebewesen sind Personen schon als *sprechende*. Denn grundsätzlich und ernsthaft *sprechend* muss jede Person versuchen, etwas Richtiges zu sagen und für Kritik an dem Gesagten empfindlich sein. Eine Person beherrscht ihre (Mutter-)Sprache auch erst dann, wenn sie *sich* in Fällen von Versprechen oder Irrtum *selbst korrigieren* (also negativ bewerten) *kann*. Also ist eine Person auch wesentlich ein *sich selbst bewertendes* Lebewesen. Den Charakter 'Lebewesen' schließlich – und damit ist die Unterscheidung von Lebendigem und Toten gegeben – haben Personen schon als Exemplare der biologischen Gattung *homo sapiens sapiens*, die sie in aller Regel nie nur sind.

III.

Die zuerst zu erörternde potentielle Illusion hängt mit der Unterscheidung von Lebendigem und Totem und mit unserer eigentümlichen epistemischen Situation gegenüber dem eigenen Tod zusammen.

Wir *wissen a priori*, *dass* wir sterben werden, weil wir als Personen Lebewesen, also Lebendiges sind; und Lebendiges stirbt irgendwann. Wir *wissen nicht*, *wann* wir sterben – wann uns am Ende eines Prozesses des Sterbens der Tod als sein Abschluss treffen wird. Grundsätzlich kann uns der Tod jederzeit treffen, als ein Unfall. In der Regel trifft er Personen in dem Lebensalter am Ende des Lebensprozesses, als Alte oder Greise. Diese nur temporale Unsicherheit bildet eine Lücke, aus der Phantasien der Unsterblichkeit sprießen können.

Deskriptiv ist 'unsterblich' ein unanwendbarer Begriff.⁴ Denn Sterben betrifft nur Lebewesen – und Lebewesen sterben wesentlich. D.h. es gehört zum Begriff eines Lebewesens, irgendwann zu

2 Auf dem schon im Alltagsverständnis der Begriff der Person als *Träger von Rechten* (begründeten und daher anzuerkennenden Ansprüchen) aufbaut.

3 Im Folgenden wird nur eine dieser Spezifikationen (die jeweils vom Kontext grammatisch verlangte) verwendet. Das grammatische Maskulinum oder Femininum hat also jeweils generische Bedeutung.

4 Das macht Formulierungen wie 'unsterbliche Melodien' nicht unverständlich; denn darin wird der Ausdruck 'unsterblich' unverkennbar bewertend verwendet.

sterben. Anderes als Lebewesen mag enden (ein Ende finden), aber es stirbt nicht (außer in einem metaphorischen Sinn). Also sollte der Begriff 'unsterblich' nicht als Erfahrungsbegriff verstanden und als unanwendbar (ohne Instanzen) angesehen werden.

Warum ist er dann überhaupt gebildet worden? Vermutlich, weil man die widersprüchliche Vorstellung von Göttern als '*unsterblichen Lebewesen' ausgebildet hat. Die Ausbildung läuft begrifflich über das zeitliche Prädikat 'ewig', das im Deutschen ursprünglich nur 'ohne Zeit' i. S. von 'ohne ein (absehbares) Ende' bedeutet hat. Dass Ewigkeit dann zusätzlich außer durch *Endlosigkeit* auch durch *Anfangslosigkeit* qualifiziert wurde, geht schon auf Spekulationen von Theologen und Philosophen zurück.⁵

Wie hängen temporale Unsicherheit des eigenen Todes und Phantasie der Unsterblichkeit zusammen? Zunächst: Dass wir etwas sogar a priori wissen, heisst nicht auch, dass wir es akzeptieren, annehmen. Die Weigerung, es anzunehmen, kann wie die Phantasie in Wünschen der Unbetroffenheit von Leiden ihren Grund haben. Meine Frau hat mir z.B. mehrfach gesagt, sie empfinde es als Kränkung, sterben zu müssen (werden). Und Kränkungen empfindet man in der Regel als unberechtigt und lehnt sie ab. Noch weiter ist einmal ein mir aus der Schulzeit und zeit seines Lebens befreundeter Politiker gegangen, der mir im Ernst gesagt hat, er glaube nicht, dass er sterben werde, und auf meinen ungläubigen Gesichtsausdruck hin begründend nachschickte, er könne sich jedenfalls nicht vorstellen, tot zu sein.

Wenn man nun unter 'vorstellen' *imaginieren*, 'sich ein anschauliches Bild machen' versteht, dann formuliert die Begründung meines verstorbenen Freundes etwas Allgemeines, unsere epistemische Situation dem eigenen Tod gegenüber Betreffendes. Sich vorstellen, tot zu sein, kann nämlich niemand. Wir wissen vom sterben Müssen und Tod nur aufgrund von (in unsere Begriffsbildung schon eingegangener) Evidenz, die andere betrifft. Denn sich etwas vorstellen zu können ist an die Voraussetzung gebunden, zu leben (lebendig zu sein), und sich vorstellen zu wollen, tot zu sein, widerspricht dieser Voraussetzung. Nüchtern betrachtet heissen diese Beobachtungen nur: Wahrnehmungsevidenz vom eigenen Tod können wir nicht haben, denn wenn wir tot sind, können wir nicht mehr wahrnehmen. Philosophisch vernebelnd kann aus diesem eigentümlichen Sachverhalt dies werden:

Die Toten, das sind immer die anderen. Der Mensch, der nur anerkennt, was er durch sich selber weiß, ist in seinem Für-sich-Sein unsterblich.⁶

5 Wohl die älteste philosophische Spekulation dahingehend ist dem vorsokratischen Philosophen Parmenides geschuldet, der sein *Sein* durch *Anfangs- und Endlosigkeit* = Ewigkeit auszeichnete.

6 Peter Furth, >Troja hört nicht auf zu brennen – Über die Bewirtschaftung der Toten< (1986); im Aufsatzband gleichen Titels, Berlin 2007, 177. Fairer weise muss ich hinzufügen, dass Furth auch nüchtern von der „empirischen Banalität“ schreibt, „dass alles Mögliche aus der Erfahrung der Selbsterkenntnis gewusst werden kann, nur nicht der eigene Tod.“ (ebd.)

Der Autor meint, „um den Tod als innere Gewissheit des eigenen Lebens haben zu können, brauche es eine andere Erfahrungsart als die der Selbsterkenntnis“:

Solange das Für-sich-Sein die bestimmende Perspektive der Erkenntnis ist, herrscht die Erwartung eines immer erneuten Hernach, hat der Tod die paradoxe (widersinnige) Struktur des gleichzeitigen Verschwindens des Subjektiven und des Objektiven, des Selbst und der Welt. Erst durch die Identifikation mit anderen, deren immerwährende Gegenwart gewünscht, deren Hinfalligkeit aber erfahren wird, verliert das Selbst seine Unsterblichkeit. Auch der eigene Tod wird durch Rollenübernahme gelernt. Wir würden unseren Tod nicht kennen, wenn es die anderen, um die wir fürchten, nicht gäbe. Erst Verlust und Trauer in Verhältnissen des Vertrauens und der Abhängigkeit machen dem Selbst seine eigene Endlichkeit glaubhaft.

Der Autor dieser Zeilen war Soziologe und glaubte, auch wenn er sich philosophisch äußerte, es mit der begrifflichen Genauigkeit, die philosophische Klärung verlangt, so genau nicht nehmen zu müssen. Ein paar semantische Richtigtstellungen deshalb zuvor: Mit 'Tod' (eines Lebewesens) bezeichnen wir gemeinhin ein Ereignis (ein zeitliches Individuum/Einzernes/'Ding'), das (außer in Fällen plötzlichen Sterbens) am Ende eines Prozesses (einer zeitlichen 'Masse') des Sterbens dem Leben des Lebewesens ein Ende macht. Den Tod kann man daher nicht 'lernen', insofern man lernen nur kann, insofern man zur Ausübung des Gelernten mehrfache Gelegenheit haben können muss. Man kann aus demselben Grund nicht einmal 'sterben lernen', obwohl die Philosophie beansprucht hat, dies lehren zu können (und wenn jemand 'lehrt', dann 'lernt' ein anderer). Chamfort hat den Grund in einen witzigen Aphorismus gefasst:

>Warum nur<, fragte das zwölfjährige Fräulein von ***, >warum nur die Wendung 'Sterben lernen'? Ich finde, man trifft es schon sehr gut beim ersten Mal.<⁷

Was man allenfalls lernen zu können scheint, ist, dass man sterben wird. Und da scheint die Hypothese des Autors, dass für dies 'lernen' die Erfahrung mit dem Sterben und dem Tod nahestehender anderer Personen („die Identifikation mit dem fremden Tod“) motivierend sein könnte, sehr plausibel, insbesondere, wenn man wie der Autor verlangt, „den eigenen (Tod) als Gewissheit in uns zu haben“.

Aber selbst das hält einer Überprüfung nicht stand. Ich habe behauptet, wir wüssten *a priori*, dass wir werden sterben müssen. Was wir *a priori* wissen, lernen wir nicht. Es ist allenfalls eine Folgerung aus dem, was wir lernen (können). Wissen *a priori* ist inferentielles Wissen, Wissen aufgrund von Schlussfolgerungen. Wir lernen (mit dem Lernen der Sprache), Lebendiges von Totem zu unterscheiden, und im Lebendigen verschiedene Klassen von Lebewesen. Diejenigen, die nicht Pflanzen sind, also Tiere und Menschen, werden geboren und sterben irgendwann. Dass wir selbst sterben werden, können wir aus der Tatsache folgern, dass wir als Personen auch Lebewesen sind.

7 *Französische Moralisten*, hrsg. F. Schalk, Bd. 1, 439. (1962; Ausgabe dtv München 1973)

Folgerungswissen ist gewiss. Aber ist es die 'innere Gewissheit', um die es dem zitierten und kritisierten Autor geht? Er würde das Folgerungswissen, dass wir sterben werden, vielleicht damit abwerten, den eigenen Tod „nur als formale Möglichkeit in der Schwebe (zu) lassen“ und nicht „als notwendigen Übergang des Lebens in Schicksal (zu) erfassen“.

Aber ob das der Fall ist, hängt offenbar von der epistemischen Selbstbewertung einer Person ab. Wer sich klar gemacht hat, dass wir auch sehr viel Empirisches nur aus zweiter Hand, nicht in eigenem Erleben erfahren haben und doch wissen können (nämlich: damit eine *wahre Meinung* haben und *für sie gute Gründe* haben können – die Standard-Analyse für 'wissen' seit Platon); wer weiter erkennt, dass auch schon viel empirisches Wissen unvermeidlich inferentiell (durch Schlussfolgerungen) vermittelt ist; wer darüberhinaus anerkennt, dass empirisches Wissen Begriffsbildung voraussetzt und Begriffsbildung zu Wissen a priori führt, für den ist solches Wissen nicht weniger sicher als durch Evidenz aus Wahrnehmung begründetes empirisches Wissen, sondern insofern sogar sicherer, als es nicht, wie Wahrnehmungswissen in der Regel, fallibel bleibt. Am Grund der begrifflichen Fehler des Autors liegt der Immediatismus, fälschlich Wissen aus Evidenz der Wahrnehmung für das sicherste und eigentlich einzig sichere Wissen zu halten.

IV.

In der Vermeidung der Illusion der Unsterblichkeit aus 1. Person geht es in der Berücksichtigung von Folgerungswissen, auf das wir bezüglich des eigenen Todes beschränkt sind, auch darum, die Perspektive der grammatisch 3. Person angemessen zu berücksichtigen. Denn gültige Folgerungen gelten für alle, d.h. für jeden, d.h. für jede 3. Person und daher auch für die 1. Person.

Grundsätzlich gilt für das Verhältnis 1. zu 3. Person das, was der Philosoph Tugendhat veritative Symmetrie genannt hat. Wenn eine Äußerung in 1. Person wahr sein soll, dann muss die korrespondierende Äußerung in 3. Person wahr sein können. Das ist aber noch zu pauschal und deshalb oberflächlich. Viele Äußerungen in 1. Person, insbesondere mit psychologischen Prädikaten, sind für sich gar nicht kognitiv, deshalb auch nicht direkt wahrheitsfähig, sondern expressiv. Aber für diese Äußerungen gilt sogar eine verschärfte Symmetriebedingungen: Schon damit sie sinnvoll sind (und nicht erst wahr, wie bei nicht-psychologischen Prädikaten), muss die korrespondierende 3. Person-Aussage wahr sein können.

Die irreführende Isolierung der 1. Person gegenüber den anderen grammatischen Personen, besonders der 3. Person, ist die Quelle einer möglichen Illusion bezüglich unserer Täterschaft (agency) als Personen: Dass wir insofern quasi allmächtig sind, dass wir jederzeit und unter allen Umständen mit unserem Handeln einen scheinbar absoluten Anfang einer Ursachenkette setzen

können. Diese Illusion spricht sich vielfach in der Werbung aus, die z.B. jungen Leuten einredet, ihr Leben sei ihr 'Projekt' ('just do it!') und sie hätten unbeschränkte Möglichkeiten, sich zu verwirklichen, die sie nur wahrnehmen müssten.

Ohne Zweifel haben wir als Personen mehr oder weniger weit reichende Handlungsfreiheit (und sehr weit reichende Freiheit, eine Einstellung zu dem einnehmen zu können, das wir doch nicht handelnd beeinflussen können). Aber nie ist sie bedingungslos und unbeschränkt.

Allgemein gilt das, weil Handeln wesentlich in Kontexte gehört. Der nächste Kontext von Handlungen sind Tätigkeiten. Ein Architekt muss die Tätigkeit des Häuser Entwerfens und Bauens gelernt haben, um ein bestimmtes Haus bauen zu können. Die Tätigkeit hat kein internes Ende (ist 'unendlich'), die Handlung des Bauens eines bestimmten Hauses erlischt im fertigen Haus (das nicht, wie die Tätigkeit, immer weiter fortgesetzt, weiter gebaut werden kann). Tätigkeiten sind Gestaltungen des Lebens (z.B. wie beim Architekten als Berufstätigkeit) und Leben ist als grundlegende Bedingung von Tätigkeiten und Handlungen gleichermaßen nach seinem Beginn in der Geburt und seinem Ende im Tod grundlegend ein Widerfahrnis (etwas, was uns zustößt oder geschenkt wird), nicht Tätigkeit oder Handlung. Diese allgemeinen Kontexte blendet die Illusion der Handlungsallmacht aus.

Aber auch spezifisch hat das Handeln Bedingungen, die es zu 'vergessen' tendiert. Auf seiten des Handelnden setzt Handeln die Fähigkeit zu handeln voraus, die in allen komplexeren Fällen erworben werden (worden sein) muss. Auf seiten der Wirklichkeit setzt Handeln voraus, dass sich dazu Gelegenheiten ergeben und der Handelnde nicht durch andere Handelnde am Handeln gehindert wird.

Schließlich hat die Illusion der Handlungsallmacht ihre stärkste episodische Stütze in dem Umstand, dass man nicht zugleich in 1. Person handeln und sich als handelnd aus 3. Person beobachten kann.⁸ Die Handlungskontrolle durch die eigene Absicht und Beurteilungen, wie weit diese im Handeln verwirklicht ist (wird), gehört auch in die 1. Person Perspektive. Im Moment des gelingenden Handelns sind wir tatsächlich allmächtig – jedoch nur, insofern sich die Allheit der Macht zu Einheit der Absicht zusammenzieht, die gelingend ausgeführt wird Die Illusion der Allmacht nimmt die momentanen Erfüllungen des Gelingens für das Wesen des Handelns im Ganzen und ist darin irrig.

© E.M. Lange 2019

⁸ Vgl. Wittgenstein: *Zettel*, Abschnitte 591-2; TS 228, 560-2.